Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 32

Artikel: Die Steinböcke der Zentralalpen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640790

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In der Porträtkunst hat er späterhin Treffliches geleistet. Im Jahre 1887 kam er nach Karlsruhe in die Meisterschule von Professor Ferdinand Keller. Hier eignete er sich die Berherrschung der Farbe und die Fähigkeit der geistigen Durchdringung seiner Stoffe an, wie wir sie an seinen spätern Werken bewundern. Aus der Karlsruher Schule stammt u. a. die kraftvoll vertiefte Apfelschälerin. In Karlsruhe entstand (1890) auch Leuenbergers Hauptwerk, das St. Bernhard-Gemälde, das die edle Selbstaufopferung der Hospizmönche und ihrer Hunde zum Vorwurf hat. Das Bild hat seinerzeit nicht geringes Aufsehen erregt, zum Beispiel auch an der nationalen Ausstellung in Bern. Es packte durch seine sachliche Gewissenhaftigkeit und dramatische Lebendigkeit. Monatelange Studien an Ort und Stelle selber bildeten dazu die Grundlage. Das Gemälde wurde vom Bund angekauft und dem Collège in Sitten überwiesen; es bildet noch immer eine Sehenswürdigkeit der interessanten Walliser Hauptstadt. Ein Pariser Aufenthalt brachte dem Künstler Anregung, aber keine Richtungsänderung.

Auf die Heimat beziehen sich einige historische Zeichnungen, die z. T. in Reproduktionen bekannt wurden, so „Der Schwadroneur", „Anneli Engelberger und die Franzosen anno 1798", ferner viele feine Porträtskizzen und einige Landschaften (Oel und Aquarell). Das Porträt lag ihm nahe. Beweise seiner Kunst, Menschen lebenswahr und lebenswarm zu malen, hängen in der Berner Ausstellung, z. B. das Rud. Koller-Bild; besonders interessieren dürften die Berner Besucher die Bildnisse des ehemaligen Burgerspitalverwalters Volz sel. und seiner Frau, die aus Privatbesitz der Ausstellung zur Verfügung gestellt wurden. Die Ausstellung enthält aus der neueren Zeit des Künstlers noch zwei größere Gemälde, auf die wir zum Schluß noch aufmersam machen wollen als Belege dafür, daß Ernst Leuenbergers Künstlerkraft noch unentwegt lebt und wirkt. „Ich bin ein Schweizerknabe" nennt sich eine Gebirgsszenerie von packender Schönheit. Im Vordergrund, an eine Wettertanne angelehnt, steht ein singender Hirtenbube; zu seinen Füßen liegen geruhsam zwei Ziegen; das Ganze eine Vaterlandsidylle voll tiefer, schöner Empfindung. Das andere ist eine Frucht der Weltkriegstimmung: Der Tod als Imperator am Ende des Völkermordens. In gleißendem Schwarz-Rot-Ornat steht der Herrscher Tod da, sich die Krone aufs Haupt setzend. Sein Blick triumphiert: Ich werde der Sieger sein! Möge sich des Künstlers Pessimismus nicht bewahrheiten. — Dem Sechzigjährigen indessen wünschen wir ein rüstiges Weiterschreiten auf dem schmalen Pfade, der zur Schönheit führt, uns zur Freude, ihm zur Genugtuung. H. B.

Ernst Leuenberger. Spanischer Bettler. (Original im Zürcher Kunsthaus.)

Die Steinböcke der Zentralalpen.*)

Wie auf den asiatischen Hochgebirgen die antilopen-, ochsen-, esel- und pferdeartigen Vierfüßer, in den südamerikanischen Andenketten das Lama mit seinen Gattungsverwandten, dem Paka, Huanaka und der Vikunna, die höchste Tierleben enthaltende Region vorzüglich reich bevölkern, so finden wir in dem europäischen Hochgebirge die schaf-, gemsen- und ziegenartigen Wiederkäuer noch da, wo die Lebensbedingungen für fast alle andern Vierfüßer schon ausgegangen sind. Hier sind sie dann noch die ansehnlichsten und Hauptrepräsentanten der Tierwelt. Ihr Verbreitungsbezirk berührt kaum die subalpine Region und steigt bis zu den unwirtbaren Firnmeeren an. Neben ihnen existieren wenige große Gattungen, über ihnen gar keine, da die Adler- und Geierarten, die etwa noch die Gipfel der Alpen überfliegen, ihren ständigen Aufenthalt und ihre Brütorte tiefer haben.

Zur Benutzung der höchsten Gebirgsregion mußte die Natur eine Tiergattung wählen, der die durch die klimatischen Verhältnisse bedingte niedere Vegetation genügt, die ferner durch ihre Organisation fähig ist, teils den zerstörenden Einflüssen und den Mühseligkeiten des rauhesten Klimas zu widerstehen, teils die jedesmal nur spärliche Ausbeute bietenden Weideplätze leicht und rasch zu wechseln und dabei die großartigen Schwierigkeiten der Bodenverhältnisse mühelos zu überwinden, wozu eben diese Horntiere am geeignetsten sind. In unendlicher Mannigfaltigkeit von Arten, mit Ausnahme vielleicht einzig von Neuholland,

*) Aus den Wildparken in St. Gallen und Interlaken und aus dem Schweiz. Nationalpark und andern Reservaten kommen erfreuliche Nachrichten über Zuwachs in den Steinbockkolonien. Es besteht die begründete Hoffnung, daß sich das Steinwild in absehbarer Zeit wieder über die ganze Alpenkette verbreiten wird. Es dürfte darum unsere Leser interessieren, was der treffliche Dr. F. Tschudi in seinem berühmten Buche „Das Tierleben der Alpenwelt" über die Steinböcke und ihr Leben zu erzählen weiß.

über die ganze Erde verbreitet, sind sie meist Bewohner der Gebirge, in einzelnen Gattungen aber auch in Wäldern Niederungen, Steppen und Wüsten hausend.

Steinböcke.

Obgleich unser schweizerischer Steinbock der europäische heißt, findet er sich doch nur auf wenig Punkten unseres Erdteils und hat in Europa selbst an dem pyrenäischen Steinbock einen stark verschiedenen Rivalen. Er scheint nur auf den höchsten Erderhebungen sich zu finden und schlägt daher seine Wohnung in den unzugänglichen Alpenketten, welche das Wallis von Piemont scheiden, und in den Hochgebirgen Savoyens auf, wo auf Zumsteins Verwendung im Jahre 1821 die Jagd des Tieres bei schwerer Strafe verboten worden ist. Ehemals sollen diese Böcke nach alten Berichten auf den höheren Gebirgen Deutschlands und der Schweiz heimisch und ziemlich zahlreich gewesen sein, eine Zierde der Alpen — ja sogar des Vorlandes, wenigstens in der vorhistorischen Zeit, worauf ein bei Meilen am Zürichsee ausgegrabenes mächtiges Steinbockshorn aus der Pfahlbauperiode zu deuten scheint. Die alten Römer führten nicht selten 100 bis 200 (Gordian) lebendig eingefangene Steinböcke, zumal für ihre Kampfspiele, nach Rom. Als Grund ihres zunehmenden Verschwindens dürften teils die wenig zahlreiche Vermehrung, die unerschrockenere Art des Tieres, das den Verfolger ziemlich nahe ankommen läßt, ehe es flieht, teils die desto eifrigere Jagd und endlich die Beschaffenheit seiner Wohnplätze selbst anzusehen sein. So vielen Gefahren zwischen Felsen und Gletschern ausgesetzt, müssen manche Tiere zugrunde gehen, und die zunehmende Schmälerung ihrer ursprünglichen Weideplätze, die Lawinengefahr (in dem seinerzeit so steinwildreichen Zillertale wurden von 1683 bis 1694 nicht weniger als 53 Tiere von Lawinen und Steinen erschlagen), die Steinschläge, die Verschüttung vieler hoher Grasplätze mußte ihrer Verbreitung hemmend entgegentreten. Mehrere Naturforscher teilen die Ansicht, der Steinbock sei eigentlich nur für die untere Alpenregion bestimmt und organisiert, und nachdem er von da vertrieben sei, müsse er in den kahlen Kämmen der Hochalpen verkümmern. Schon zu C. Geßners Zeiten war dieses Wild in die rauhesten Alpenreviere zurückgedrängt, und dieser Forscher glaubte, es bedürfe durchaus der Kälte, sonst „erblinde" es. Wahrscheinlich waren die Steinböcke noch im 15. Jahrhundert in der Schweiz ziemlich häufig; im Kanton Glarus wurde 1550 das letzte Stück am Glärnisch geschossen; die Hörner wurden im Rathause zu Glarus aufbewahrt. In Graubünden, wo der Steinbock ebenfalls ausgerottet ist, wurde er früher oft gezähmt, und aus den Urkunden sieht man noch, daß der österreichische Burgvogt auf der Veste Castels von Zeit zu Zeit lebende Steinböcke in den Tiergarten von Innsbruck zu liefern hatte. Sie waren besonders heimisch in den Gebirgen von Oberengadin, Kleven, Rheinwald, Vals und Bergell, nahmen aber schon im 16. Jahrhundert so sehr ab, daß 1612 die Jagd bei 50 Kronen Strafe verboten wurde. Dies muß freilich ohne Erfolg geblieben sein; die Tiere sind allmählich dort spurlos verschwunden, gingen aber als Symbol der Kühnheit und Kraft in das Wappen des rhätischen Bundes, des Walliser Einfischtales (wo 1809 das letzte Exemplar fiel), des Städtchens Unterseen, sowie sehr vieler Familien über, eine Ehre, deren die Gemse nie gewürdigt worden ist. Ein, wahrscheinlich Jahrhunderte lang im Rheinwaldgletscher verschlossen gewesenes, in jüngster Zeit ausgestoßenes Hornpaar ist in unserm Besitz. Am Gotthard waren die Tiere noch vor hundert Jahren nicht ganz selten. Als der Schultheiß von Steiger in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die italienischen Vogteien zog, schoß er auf dem Gotthard eigenhändig einen Steinbock, jedoch wird diese Angabe bestritten.

Am längsten hielten sich die edlen Tiere in den Walliser Alpen und zwar vom Monterosa bis zum Montblanc hin, wo sie bis in die Gebirge von Faucigny reichten. In Salzburg und Tirol verschwand das sogenannte Fahlwild seit mehr als hundert Jahren, obgleich die Erzbischöfe von Salzburg es möglichst schützten. Diese Sorgfalt ging so weit, daß sie eigene Hüttchen für die bestellten Wildhüter auf den höchsten Bergen errichten ließen; dann ließen sie aber auch durch eine Unzahl von Jägern die Steinböcke lebendig wegfangen, um sie als eine seltene, stolze Zierde an befreundete Fürsten zu verschenken und in ihre Tiergärten zu versetzen. Auch in den nordwestlichen Karpathen (Tatragebirgen) sind seit Menschengedenken die Steinböcke nicht mehr gesehen worden.

Es war daher um so erfreulicher, als vor einigen Jahrzehnten diese stolzen Tiere plötzlich wieder in ziemlich zahlreichen Exemplaren am Monterosa erschienen, wo man zum letzten Male in den siebenziger Jahren des letzten Jahrhunderts etwa 40 Stück beisammen, dann aber länger als 50 Jahre lang kein Exemplar mehr gesehen hatte. An den Aiguilles rouges und den Dents des Bouquetins in der Nähe der Dent blanche schoß man dann vor fünfzig Jahren, wie man glaubte, die letzten Steinböcke, und als man einige Jahre später auf der Seite gegen Arolla hin sieben solcher Tiere durch eine Lawine verschüttet fand, hielt man sie für nun völlig ausgerottet. Wirklich bemerkte man auch zwölf Jahre lang keine weiteren Spuren. Seitdem sieht man, ohne Zweifel infolge des in Piemont geltenden Jagdverbotes, auf der Südseite des Monterosa, besonders aber in den Gebirgen von Cogne, Céréſole, Valprifauche, Valsavaranche und Courmayeur, nicht selten größere Steinbockfamilien. Ein Alpenklubist beobachtete am

26. Juli 1873 bei Besteigung des aussichtberühmten Grand Paradis (4138 M. ü. M.) südlich von Cogne 10 Steinböcke und 19 Gemsen und einige Tage später am benachbarten Glacier de la Tribulation zwei große Steinböcke und 21 Gemsen. Die Anzahl der Exemplare wird überhaupt auf über 400 geschätzt. Die dort ebenfalls durch Jagdbann geschützten zahlreichen Gemsen werden von den Steinböcken stets gemieden. Sowie jene einen Weidestrich besetzen, steigen die Steinböcke höher ins Gebirge und halten sich in den entlegensten Wildnissen allein zueinander. Die durch den Schutz, dessen Uebertretung schwer bestraft wird, keck gewordenen Gemsen streifen bis in die Täler hinunter, was das Steinwild nie tut. Diesem setzten aber die Wilddiebe scharf zu. Vollständige Bälge von ganzen Familien sind jederzeit zu haben und selbst lebende Junge zum Preise von ungefähr tausend Franken per Stück.

Der Steinbock, von dem zuerst der Chronist Stumpf im 16. Jahrhundert eine auf eigenen Beobachtungen beruhende deutsche Monographie, die für lange Zeit mustergültig blieb, geschrieben hat, ist ein schönes und stolzes Wild, 1½ Meter lang und vier Fünftel Meter hoch, also bedeutend größer als die Gemse. Sein prachtvoller Hörnerschmuck gibt ihm ein stattliches Aussehen; die Hörner des Männchens sind 45—67 cm lang, abgerundet vierkantig, nach oben auseinandergehend, schwach sichelförmig in gleicher Ebene gekrümmt und in eine flache, etwas gehöhlte, stumpfe Spitze auslaufend. Auf der obern Kante stehen stark erhabene, nach der Innenseite überhängende Knotenwülste, welche die Jahreszunahme des Horns bezeichnen und gewöhnlich in der Schädelnähe enger zusammenstehen, einander aber auf beiden Hörnern entsprechen. Die des Weibchens sind viel kürzer, kaum über 18 cm lang, flacher und undeutlich abgesetzt. Die Farbe des Balges ist im Sommer gelblichrotbraun mit einzelnen weißen Haaren und dunklen Partien, braunem Rückenstreif, Stirn und Nase braun, Backen gelblich, Kehle braungrau, Hinterkopf dunkelbraun und weißlich, Hals weißgrau, hinterer Teil der Schenkel rostfarben, Bauch und After weiß mit einzelnen schwarzen Haaren, Schwanz oben schwarzbraun. Doch sahen wir auch einen ganz alten Sommerbock von gleichmäßig weit hellerer Behaarung. Einen eigentlichen Ziegenbart hat der Steinbock nicht, obwohl ihn manche Bilder immer noch mit einem solchen darstellen; nur der Winterbalg zeigt ein kleines Büschelchen längerer, steiferer, nach hinten gerichteter Haare am Kinn, die im Frühlingspelz wieder teilweise verschwinden. Ein ausgeweidetes Männchen wiegt noch an 80—100 Kilogramm, die Hörner 7½—9 Kilogramm, die kleinere und schmächtigere Steinziege dagegen soll selten über 50 Kilogramm wiegen. Das Tier hat einen muskulösen, gedrungenen Bau mit kühner und fester Haltung. Der Kopf, der in der Ruhe etwas gesenkt, auf der Flucht ein wenig rückwärtsgebogen getragen wird, ist eher klein, beim Bocke kürzer, die Stirn gewölbter und erhabener als beim Weibchen, die Ohren kurz, weit hinten angesetzt, die Augen lebhaft glänzend und wie bei den Gemsen ohne Tränenhöhlen. Der Steinbockschädel ist edler, abgerundeter, als der eckigere, schmalere und flachere Ziegenschädel. Die Schnauze hat weiße Lippen; Hals und Nacken sind außerordentlich kräftig und muskulös, ebenso die starksehnigen Schenkel, die aber verhältnismäßig dünn sind. Die Hufe sind stahlhart, unten rauh und können beim Gehen auf glatten Flächen ausgebreitet werden. Der ganze Leib ist eher walzenförmig, weniger leicht gebaut als jener der weit beweglicheren Gemse; der Schwanz 13—15 cm lang, stets aufgerichtet wie bei den Ziegen und endet in einen kastanienbraunen Haarbüschel; die Winterbehaarung ist viel dichter, etwas dunkler und länger als das Sommerkleid.

Ueber den Zweck des gewaltigen Hörnerschmuckes dachten unsere alten Naturforscher fleißig nach und ersannen wunderliche Märchen. Geßner meinte, das Tier benutze ihn nicht nur, um darauf zu fallen und des Sturzes Wucht zu mindern, sondern auch, um große herabstürzende Steine zu parieren. (Aehnlich erzählt er auch von den Gemsen, daß sie bei Verfolgung auf den höchsten Felsen, wo sie nicht mehr stehen oder gehen könnten, sich mit den Hörnchen an die Klippen hingen und dann vom Jäger hinuntergestürzt würden.) Wenn der Steinbock aber merke, daß er sterben müsse, so steige er auf des Gebirges höchsten Kamm, stütze sich mit den Hörnern an einen Felsen, gehe rings um denselben herum, und höre damit nicht auf, bis das Horn ganz abgeschliffen sei, dann falle er um und sterbe also! In der Tat aber bedient er sich der Hörner teils zum Kratzen, teils zum Stoßen. Im letztern Falle erhebt er sich ziegenbockartig auf die Hinterfüße und stößt von der Seite. Auch zum Parieren dienen sie ihm.

(Schluß folgt.)

Aus Holland.

Amsterdam. (Fortsetzung.) 3.

Gestern habe ich Ihnen nur einen Ueberblick im Großen geben können; Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß ich Sie heute nochmals über das Leben in Amsterdam unterhalte. Denn da ist noch gar viel zu sehen und zu berichten, was ich in meinem letzten Brief kaum berührt habe und was doch zum eigensten Gepräge dieser Stadt gehört.

Ich führe Sie heute am liebsten zuerst an die Grachten, denn hier ist Alt-Amsterdam noch ziemlich unverändert zu finden; hier wohnen „Myne Heeren en Mevrouwen van Holland" in alter Behäbigkeit und bürgerlichem Stolz; hier verläuft seit Jahrhunderten das Leben in den festen Bahnen des Herkommens. Und wenn auch ein Automobil unter der Ulmenallee der Gracht entlang saust und der Radfahrer ihm geschickt auszuweichen versteht, die hohen Häuser schauen „prachteg" auf die kleinen Vehikel herab und fühlen sich von diesen Neuerungen wenig berührt. Es sind äußerlich durchaus keine Paläste, die Häuser, die da an der Prinsen-, der Kaizer- und der Heeren-Gracht mit schmaler Vorderseite und hohem Giebel sich über die Bäume erheben: nüchterne Backsteinbauten, weiß, schwarz oder braun in der Grundfarbe, doch diese nicht so auffallend, wie ich sie mir nach Beschreibungen vorgestellt habe. Es gibt übrigens auch äußerlich sehr stattliche Bauten, und die schönsten unter diesen sind in Sandstein erbaut. Sehr viel Raum nehmen die Fenster ein; wie bei einem modernen Warenhause ist der Steinbau fast nur Umrahmung des Fensters, so sehr liebt der Holländer das Licht und die Luft in seiner Wohnung. Er würde übrigens, wenn die Fenster kleiner wären, recht dunkle Räume bekommen, da die Sonne bei der Höhe der Häuser und der davor stehenden Bäume besonders in die untern Stockwerke selten ihren Weg fände. Die Fenster werden nicht wie bei uns in der Mitte durch ein Schloß geöffnet, sondern von unten herauf geschoben, etwa so wie die Rolläden aus Blech. Jede Wohnung hat wenn möglich ihren Eingang; Leute, die in einem oberen Stockwerk wohnen, steigen lieber eine steile eigene Treppe hinan, um ganz für sich zu bleiben; der Wohlhabende bewohnt ein Haus für sich, und so erklärt es sich, daß die vielstöckigen Häuser sehr schmal sind. Dies gilt natürlich nur für die größern Städte; in Dörfern, wie Zaandam, wo Platz genug vorhanden ist, kann man eine Stunde lang und länger durch Straßen wandern, die rechts und links von kleinen einstöckigen Häusern mit Gärtchen umschlossen sind, die natürlich viel gemütlicher wirken, als jene Schmalhäuser.

Ich möchte den äußern Charakter dieser Bürgerhäuser am ehesten mit denen Basels vergleichen: solid gebaut, behäbig, aber durchaus nicht elegant; man merkt: die Leute haben's, aber sie zeigen's nicht gern. Erst wem sich die schwere Eichentüre ins Innere öffnet, der bekommt einen